

Der Koch und der König

Autor(en): **Borel, Henri**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 47

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Koch und der König.

Von Henri Borel.

König Wen Hwei sah einst seinen Koch einen toten Ochsen in Stücke schneiden und fertig machen zum Kochen und Braten. Der Koch legte die Hand auf sein haarscharfes Messer, drückte ein bißchen mit der Schulter, setzte den Fuß fest auf, beugte ein wenig das Knie und — ritsch! ratsch! — fiel die Haut von selbst vom Fleische, und leise zischend glitt das Messer durch die Fleischteile. Es ging rhythmisch wie nach dem Takt des alten klassischen Tanzliedes Sang Lin von König Tang, und genau traf das Messer alle Gelenke.

Da sagte der König: „Großartig! Großartig! Siehst du, das nenne ich Geschicklichkeit!“

Der Koch blickte auf, als ob er in seiner Ehre gekränkt wäre, wandte sich um, dem König zu, und sprach: „Nein, o König, es ist noch etwas anderes als Geschicklichkeit, euer Untertan ist mit dem Geist der Dinge vertraut, das ist es! Als ich anfang zu lernen, wie man Ochsen zerschneidet, bestanden nur noch Ochsen für mich auf der Welt, andere Dinge sah ich nicht. Es gab nur Ochsen und mein Messer. Nach drei Jahren war ich glücklich so weit, daß ich nur noch in Stücke zerlegte Ochsen vor mir sah und keine ganzen Ochsen. Ich sah sie auch nicht mehr mit meinen Augen, sondern mit meinem Geist. Ich verlasse mich darum auch heute nicht mehr auf meine Augen, sondern auf meinen Geist. Das Wissen, das von den Sinneswerkzeugen kommt, lasse ich ganz beiseite, ich fühle nur die Regungen des Geistes. Mein Messer folgt von selbst den natürlichen Wegen, es dringt von selbst in die großen Oeffnungen und durch die natürlichen Vertiefungen. Ich verlasse mich vollkommen auf die anatomischen Gesetze, die durch den Körper des Ochsen gehen, und so findet mein Messer, das ich fühle wie meine Fingerspitzen, die kleinsten Zwischenräume zwischen den Muskeln und Nerven, von den großen Gelenken ganz zu schweigen. Das wahre Schneiden, o König, besteht im Nicht-Schneiden, mein Messer stößt beinahe auf keinen Widerstand. Ein mittelmäßig guter Koch wechselt jedes Jahr das Messer, weil er noch zu viel schneidet. Ein Stümper von Koch muß jeden Monat ein neues Messer nehmen, weil er nicht schneidet, sondern hackt.“

Ich habe dieses Messer, das Ihr hier seht, schon gute neunzehn Jahre und habe Tausende von Ochsen damit in Stücke geteilt, und doch seht Ihr, daß seine Klinge noch so ist, als wäre es eben frisch geschliffen. Die Gelenke des Tieres haben Zwischenräume, die Klinge meines Messers hat beinahe keine Dide, seht selbst! Gerade was keine Dide hat, kann in die kleinsten Zwischenräume eindringen, ohne Mühe oder Hindernis, so daß genügend Platz für die Klinge vorhanden ist. Es kommt auf den leeren Raum an, nicht auf das Fleisch. Häuser sind gebaut aus Mauern und Balken und Dächern, aber der leere Raum ist die Hauptsache. Ebenso ist es mit Porzellanvasen, der leere Raum, um den handelt es sich. Weil mein Messer durch die hohlen Stellen des Tierkörpers geht, von meinem Geist geführt, der die Gesetze der Anatomie kennt, ohne die Augen zu gebrauchen, habe ich es nun schon mehr als neunzehn Jahre, und seht: Die Klinge ist wie neu. Aber so oft es vor eine Fleischverbindung von Gliedern kommt, fühle ich deshalb doch wohl die Schwierigkeiten. Vorsichtig lasse ich mein Messer seinen Weg suchen nach den leeren Verbindungsräumen, ich fühle genau, wo ich still halten muß, ich lasse es langsam, langsam herumgleiten und bewege es beinahe nicht, bis es von selbst an der Stelle angekommen ist, wo es sein muß, und da, wie von selbst fällt das Fleisch auseinander und liegt wie ein Klumpen am Faden, fast ohne daß ich es berührt habe. Nichts forcieren, alles von selbst gehen lassen, man braucht nur den natürlichen Gesetzen zu folgen. Es ist fertig, bevor man weiß. Und wenn alle Teile dann von selbst auseinander gefallen sind, stehe ich mit dem Messer in der Hand,

auf dem fast kein Flecken zu sehen ist, und sehe mich vor Vergnügen nach allen vier Himmelsrichtungen um, als ob ich ein Spiel mit der Natur gespielt hätte. Ich stehe noch einen Augenblick müßig, wische das Messer ab, obwohl es fast nicht schmutzig geworden ist, und lege es fort.“

Da blickte der König beschämt drein, errötete und schwieg einen Augenblick. Endlich sprach er lächelnd zu dem Koch: „Sehr schön, wirklich sehr schön! Ich habe die Worte eines Kochs gehört und weiß jetzt endlich erst, wie ein König sein Volk regieren soll und auch sein eigenes Leben. Das wahre Regieren ist Nicht-Regieren. Die wahre Regierung folgt den natürlichen Gesetzen im Herzen des Volkes und findet dann von selbst keinen Widerstand.“

Verfälschtes Glück.

Novelle von Maria Dutli-Rutishauser.

Der Haldenbauer konnte nichts dagegen, daß vor hundert Jahren sein Urgroßvater grad ausgerechnet an der „Halbe“ ein Haus mit angebauter Scheune aufgestellt hatte. Aber ärgern konnte er sich darüber, daß einem Menschen so etwas einfallen konnte. Ja, wenn's irgendwo im Appenzellerländli gewesen wäre, dann — aber hier, — im ebenen Thurgau, wo man die Halden überhaupt fast suchen mußte! Jedemal, wenn der Haldenbauer aus dem Dorfe zu seinem Hause hinaufstieg, wurde er wild und konnte mit dem besten Willen nicht im Frieden an seinen Ahnen denken.

Wenn vielleicht nicht gerade unter seinen Wiesen der Bühler sein Gut gehabt hätte, so wär's eher zum Vergessen gewesen. Doch das schöne, behäbige Haus mit der mächtigen Scheuer und dem ebenen Land ringsum war dem Haldenbauer tagtäglich ein neuer Beweis dafür, wie dumm sein Urgroßvater gebaut hatte. Dazu war der Bühler noch sein Schulkamerad von ehedem, der ihm als Bube schon immer voraus war. Dann hatte er ihn gar noch verdrängt bei der Agath, der Einzigen des reichen Gemeinderats Merk. Sie war ihm schon fast wie sicher. An der Kilbi hatte er mit ihr getanzt und sie abends beim obligaten schwarzen Kaffee gefragt, ob es wahr sei, daß der Franz Bühler zu ihr „3'Pücht“ komme. „Warum nicht gar“, hatte sie gelacht und war näher zu ihm gerutscht, „was meinst, ich würd' sonst mit dir auf unserm Kanapee sitzen?“

Das war doch gewiß deutlich genug und der Haldenbauer hatte darauf gebaut und vertraut wie auf ein Evangelium.

In dieser Zeit hatte ihm der Vater auch den Gewerch übergeben. „Bist ja schon noch jung genug“, hatte er gesagt, „aber man muß das Eisen schmieden, wenn es warm ist — und die Agath wird das wohl auch anschauen, wenn du selber Meister bist!“

Und an der „Halbe“ wurde ausgebaut und auf dem Felde überflüssige Löcher und Gräben ausgefüllt — es sollte der Agath doch gefallen hier oben. Sie hatte auch nie etwas dagegen, wenn der Jakob alle Sonntagabend „3'Stubete“ kam, im Gegenteil, sie tat immer lieb mit ihm und schürte seine Hoffnung.

Und dann, grad an dem Abend im Mai, wo er sich so fest vorgenommen hatte, die Agath um ihr Wort zu fragen, saß hinter dem Tisch der Franz Bühler. Vor sich hatte er ein Glas Wein stehen, und er musterte den Ankommenden so von oben herab, daß diesem das Blut in den Kopf stieg. So, der trank Wein beim Gemeinderat Merk — ihm hatte man immer ein Glas Most gegeben. Aber eben, dafür war er halt auf der Halbe daheim und nicht im großen schönen Platz des Bühler. Die Agath tat noch unbefangen und bot ihm einen Stuhl an. Aber der Jakob hatte sich schon besonnen. Um keinen Preis wollte er sich vor dem Bühler lächerlich machen. So sagte er nur: „Ich hab dem Gemeinderat sagen wollen, daß der Vater das Fleckrind nicht weggibt, auch nicht, wenn er noch einen Napoleon mehr bieten würd' dafür!“